

Eva und Hans Kaufmann
Erwartung und Angebot

Literatur und Gesellschaft

Herausgegeben von der
Akademie der Wissenschaften der DDR
Zentralinstitut für Literaturgeschichte

Eva und Hans Kaufmann

Erwartung und Angebot

*Studien zum gegenwärtigen Verhältnis
von Literatur und Gesellschaft in der DDR*



Akademie-Verlag · Berlin

1976

Erschienen im Akademie-Verlag, 108 Berlin, Leipziger Straße 3--4

© Akademie-Verlag, Berlin 1975

Lizenznummer: 202 · 100/179/75

Gesamtherstellung: VEB Druckerei »Gottfried Wilhelm Leibniz«,

445 Gräfenhainichen/DDR · 4606

Bestellnummer: 752 652 8 (2150/37) · LSV 8001

Printed in GDR

EVP 7,50

Inhalt

Vorbemerkung	7
Literatur in einer dynamischen Gesellschaft	9
Zu Christa Wolfs poetischem Prinzip	45
Dem Leben auf die Schliche kommen. Karl-Heinz Jakobs als Romancier	62
Sozialismus, Arbeit, Persönlichkeit	91
Volker Brauns „Tinka“	135
Glück ohne Ruh. Zur Darstellung der Geschlechter- beziehungen	151
Ein Vermächtnis, ein Debüt. Brigitte Reimann: „Fran- ziska Linkerhand“ und Gerti Tetzner: „Karen W.“ . . .	193
Abkürzungen	216
Anmerkungen	217
Personenregister	236

Vorbemerkung

Ein Wissenschaftler müsse, so äußerte vor einiger Zeit ein Kollege in einem Vortrag, seine Erkenntnis sachlich hinstellen, er habe nicht das Recht zu sagen, „seiner Meinung nach“ sei zwei mal zwei gleich vier. Das klingt bestechend und ist doch anfechtbar. Denn einmal gewinnt oder verliert eine Feststellung nicht dadurch an Wahrheitsgehalt, daß sie als persönliche Meinung ausgegeben wird. Zum anderen – und darauf kommt es hier an – muß unterschieden werden zwischen Aussagen über abgeschlossene und in ihren Folgen überschaubare Sachverhalte – und Äußerungen über in Fluß befindliche Vorgänge, die von Tag zu Tag neue Seiten zeigen. Mit letzterem hat es der Leser dieses Buches zu tun. Es enthält Feststellungen über unabgeschlossene, in fortwährender Wandlung begriffene Prozesse literarischer Entwicklung in der DDR. Die Landschaft, die es zu skizzieren unternimmt, wird sich bei seinem Erscheinen schon wieder in einigen Zügen verändert haben. Inmitten der laufenden Literaturdebatte entstanden, greift es in sie ein, polemisiert, war in einigen seiner Teile selbst bereits Gegenstand der Polemik und versteht sich somit als Beitrag zu einer kollektiven Meinungsbildung. Deshalb, nicht aus einem Übermaß an Bescheidenheit oder Vorsicht, sei hier ein für allemal betont, daß es sich „unserer Meinung nach“ so verhält, wie auf den folgenden Seiten zu lesen ist.

Der Band ist nicht einfach eine Sammlung verstreuter Aufsätze, bildet jedoch auch kein streng geschlossenes Ganzes. Er geht nicht darauf aus, einen Überblick über alle wesentlichen Erscheinungen unserer jüngsten Literatur zu bieten. Den durchgehenden Inhalt, der den in sich abgeschlossenen Teilbeiträgen eine gewisse Einheit verleiht, bilden einige in literarischen

Werken gespiegelte oder ihnen zugrunde liegende wesentliche Tendenzen unserer gesellschaftlichen Entwicklung. In allgemeinen Zügen umreißt die einleitende Abhandlung, worum es geht. Wie sie sollten die beiden anderen zusammenfassenden Aufsätze über die Geschlechterbeziehungen und über Mensch und Arbeit als Problemskizzen aufgefaßt werden, die theoretisch und stofflich nach allen Seiten zu erweitern wären, ja zu einer solchen weiteren Ausarbeitung ermuntern wollen. Die einleitende Abhandlung verzichtet absichtlich darauf, die Charakterisierung literarischer Tendenzen in jedem Fall mit Beispielen zu belegen – in Erwägung, daß die getroffenen Feststellungen manches Werk wohl tendenziell und partiell, aber nicht als Ganzes kennzeichnen. Der Verfasser nimmt den Nachteil einer gewissen Abstraktheit lieber in Kauf als die Gefahr einer zu summarisch-eingleisigen Aburteilung. Auch in den beiden anderen Studien mit übergreifender Thematik wurde eine Erörterung oder Erwähnung aller Werke, in denen z. B. Arbeit oder Liebe eine Rolle spielen, nicht angestrebt. Daß einige Bücher genauer besprochen, andere nur gestreift, viele nicht einmal genannt sind, hat die verschiedensten, hauptsächlich in der problemorientierten Anlage des Bandes liegenden Ursachen. Wenn manches Buch unerörtert bleibt, das in die diskutierten Zusammenhänge gehört, so gestattet dies keinen Rückschluß auf die Ansicht der Autoren über dieses Buch.

Die hier vorgelegten Studien entstanden zwischen dem Frühjahr 1974 und dem Frühjahr 1975. Eva Kaufmann schrieb die Aufsätze *Dem Leben auf die Schliche kommen* und *Sozialismus, Arbeit, Persönlichkeit*; die restlichen Arbeiten sind von Hans Kaufmann. Mehrere Texte konnten im Manuskript mit Fachkollegen und Schriftstellern diskutiert werden. Von den einen wie von den anderen erhielten wir Kritik und Zuspruch, für die wir zu danken haben.

Literatur in einer dynamischen Gesellschaft

„Es ist aber wichtig, daß wir uns darüber klarwerden, wie grenzenlos verlogen die landläufige bürgerliche Vorstellung ist, der Sozialismus sei etwas Totes, Erstarres, ein für allemal Gegebenes, während in Wirklichkeit erst mit dem Sozialismus die rasche, wirkliche, wahrhafte Vorwärtsbewegung der Massen auf allen Gebieten des öffentlichen und persönlichen Lebens [...] einsetzen wird.“

Lenin¹

„Das Sein ist fertig, aber das Werden entwickelt sich widerspruchsvoll.“

Anna Seghers²

1

Daß der Künstler „bilden“, nicht „reden“ solle, sagte bekanntlich Goethe. Aber wir besitzen von ihm eine riesige kritisch-theoretische Hinterlassenschaft; sogar in künstlerischen Werken (*Wertber*, *Wilhelm Meister*, *Wahlverwandtschaften* und vielen anderen) reflektierte er über Kunst. Unmöglich kann er gemeint haben, was eine spätere Ästhetik seinem imperativischen Satz unterlegt hat: daß das Nachdenken über die Bedingungen und Eigenarten seiner Arbeit dem Künstler schade. Unsere Literatur ist solchen das Kunstschaffen irrational umhüllenden Maximen nie gefolgt. Seit einiger Zeit hat jedoch die Diskussion um das, was Literatur will, kann und soll, eine neue Dimension und Qualität angenommen. Interviews, Gespräche, Essays, Pamphlete, Liebes- und andere Erklärungen aus den letzten Jahren, in denen sich Schriftsteller über literarisches Schaffen äußern, füllen schon Bände und könnten noch weitere füllen. Parallel dazu mehren sich die Fälle, in denen Kunst und Künstler den Gegenstand der Kunst bilden. Schriftsteller verschiedener Veranlagung und Generation, Debütanten und erfahrene Meister lassen ihre Romanfiguren (werdende oder verhinderte Schriftsteller, Reporter, Fotografen usw.) über Schreibweisen und deren Wirkungsmöglichkeiten, über flache

und tiefe Erfassung der Wirklichkeit nachdenken, formulieren ironische oder ernste Sentenzen über Kunst und wehren entgegenstehende Ansichten ab. Viele bemerkenswerte Werke, die in letzter Zeit ans Licht traten, sind unter anderen auch Pamphlete, Wortmeldungen in dem großen gesellschaftlichen Verständigungsprozeß über die Rolle der Kunst, den der VIII. Parteitag der SED beträchtlich stimuliert hat.

Bedeutet die verstärkte Neigung zu Selbstverständigung und Rückbesinnung Gewinn oder Verlust? Ist sie als Atemholen vor neuen Taten zu werten? Oder büßen wir vielleicht etwas ein, wenn einiges, was als sicher galt, erneut in Frage gestellt wird? – Ohne daß im Augenblick die einzelnen Äußerungen gewertet würden, sei die Vermutung gewagt, daß diese Selbstverständigung im ganzen etwas Notwendiges ist, daß sie mit der jüngsten Entwicklung unserer Gesellschaft korrespondiert, mit neuen Wesenszügen, zu denen auch eine stärkere Differenzierung ästhetischer Bedürfnisse gehört. In die Debatten, Überlegungen und Analysen gehen – zum Teil ausdrücklich – zweieinhalb Jahrzehnte DDR-Literatur als Voraussetzung ein, und man sucht den eigenen Platz in dieser Entwicklung oder auch ihr gegenüber zu bestimmen. Aber nicht nur der Standort und Standpunkt in oder gegenüber der Literatur wird diskutiert, sondern – dies verdient besondere Aufmerksamkeit – auch der Standpunkt in und gegenüber der Gesellschaft. Offen und direkt werden in Günter de Bruyns *Preisverleihung*, in Jurek Beckers *Irreführung der Behörden*, in Christa Wolfs Essay *Lesen und Schreiben*, indirekter, aber deutlich auch in Anna Seghers' *Reisebekanntschaft*, in Franz Fühmanns *22 Tage oder die Hälfte des Lebens*, in Karl-Heinz Jakobs' *Die Interviewer*, in Manfred Jendryschiks *Johanna oder die Wege des Dr. Kanuga* – um ein paar Beispiele zu nennen – Weltaneignung und Persönlichkeitsausdruck durch die Kunst in vielfältiger Weise mit der Frage nach dem Leben des Künstlers in der Gesellschaft, der Haltung in und zu ihr, nach der Korrelation zwischen einer bestimmten Kunst und einer bestimmten Gesellschaft, verbunden.

Mit Recht ist gesagt worden, daß die Mannigfaltigkeit der vertretenen Ansichten sich nicht auf unterschiedliche Handschriften herunterspielen läßt³, so als ob alle ungefähr das

gleiche meinen und es nur unterschiedlich zu sagen wünschen. Es meinen nicht alle das gleiche über die Kunst, die unsere Gesellschaft benötigt, und wohl auch nicht über diese Gesellschaft selbst. Aber alle denken über die Kunst im Hinblick auf die Gesellschaft nach, für alle sind die Fragen der Literatur nicht bloß literarische Fragen. Wenn Christa Wolf eine bestimmte Art, Prosa zu schreiben, verteidigt, wenn Volker Braun nach neuen Formen theatralischer Darbietung verlangt, wenn Günter Kunert seine Auffassung von der Funktion von Gedichten formuliert, so zielen die Autoren, indem sie sagen, wie man schreiben soll, auch auf die Frage, wie man leben soll.

In diesem Sinne ist auch in folgendem von Literatur die Rede. Es sollen – zunächst in allgemeiner Form, durch Hervorhebung von Tendenzen, nicht in einer breiten Materialübersicht – Beziehungen zur Wirklichkeit diskutiert werden, die in literarischen Werken und in Schriftstellerpoetiken manifestiert sind. Um aber über Wirklichkeitsverhältnisse der Literatur sprechen zu können, muß man auch über wirkliche Verhältnisse sprechen. „Literaturkritik schließt Gesellschaftskritik in sich ein“, sagte Franz Fühmann auf dem VII. Schriftstellerkongreß. Offenbar ist damit nicht gemeint – und das wäre auch falsch, verengte unzulässig das Wirklichkeitsverhältnis –, daß der Kritiker lediglich danach zu fragen habe, ob der Autor X richtig beschreibt, was er beschreibt. Es kann gut sein, in die Erörterung eines Romans, der Genossenschaftsbauern schildert, landwirtschaftliche Kenntnisse einzubringen. Aber schon die einfache Frage, warum der Autor X lieber ein Dorf als eine Großstadt zum Schauplatz macht, verlangt, das Problem der Wirklichkeitsbeziehung ganz anders zu fassen. Zu den Gedichten von Kito Lorenc' *Flurbereinigung* wird man kaum ein Verhältnis herstellen können, wenn man lediglich danach forscht, ob die sorbische Landschaft da „richtig“ wiedergegeben sei. Und wo kämen wir hin, wenn wir zu der Begegnung von Gogol, Hoffmann und Kafka in Anna Seghers' *Reisebekanntschaft* die Entsprechung in der Wirklichkeit suchten? (Man kann vermuten, daß diese Erzählung uns unter anderem gerade eine veristische Betrachtung des Verhältnisses von Kunst und Wirklichkeit abgewöhnen will.) Als Stoff kann

(auch darin ist Fühmann zuzustimmen) im einzelnen Werk immer nur ein Ausschnitt aus der sozialen Wirklichkeit erscheinen. Aber ein Werk widerspiegelt nicht nur den stofflich erfaßten Wirklichkeitsausschnitt, sondern vor allem eine Beziehung des Autors zu den bestimmenden Tendenzen des Gesellschaftsganzen und damit – in subjektiver Brechung – etwas von diesen bestimmenden Tendenzen selbst. Darum geht es hier. Es wird danach gefragt, wie in differierenden Literaturpositionen als deren Substrat unterschiedliche Einschätzungen des Feldes historischer Kräfte – vor allem der Sozialstruktur unserer Gesellschaft, aber auch des internationalen Kräfteverhältnisses – oder genauer: die Betonung unterschiedlicher Elemente dieses Feldes als bestimmend für die Kunst, ihre Aufgaben und Möglichkeiten Ausdruck finden.

2

Ein Beispiel: Peter Hacks nennt Zeit und Umstände, unter denen wir leben, „postrevolutionär“⁶⁵. Welcher Zusammenhang besteht zwischen dieser Kennzeichnung, dem Kunstprogramm des Autors und dem in seinen Stücken verwirklichten Anliegen? – Demgegenüber spricht Volker Braun mit offensichtlicher Betonung davon, daß wir „während der Revolution“⁶⁶ leben. Beruht (unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß das Epochenverhältnis beider Autoren nicht auf die beiden Formeln reduziert werden kann) der Unterschied zu Hacks, den wir in der Wahl der Sujets, in der Menschenauffassung, in der Funktionsbestimmung der Kunst bei Braun konstatieren können, auf dieser unterschiedlichen Epochenbestimmung? Liegen, analog hierzu, in anderen Fällen unausgesprochen vergleichbare Differenzen der Epocheneinschätzung den Schaffensprinzipien zugrunde?

Nicht jeder Künstler fühlt sich berufen, das Wesen seiner Epoche ausdrücklich zu definieren. Aber seine Auffassung von der Kunst, sie sei „redend“ oder „bildend“ vorgetragen, im Essay ausgesprochen oder im Werk manifestiert, impliziert auch eine Auffassung von dem historischen Ort, auf dem er steht. Durch die Vehemenz, mit der heute in unserem Lande die

divergierenden Ansichten verfochten werden, verlieren manchmal nicht nur die Leser, sondern auch die polemischen Schreiber aus dem Auge, daß es da auch Gemeinsames mit den genannten oder ungenannten Kontrahenten gibt. Und doch wäre es bedenklich, dies zu vergessen. Worin liegt es? –

Brecht notierte einmal nach einem Gespräch mit Eisler: „da war (in den gemeinsamen Bemühungen beider um eine neue Funktion der Kunst – H. K.) das postulat einer aktivisierenden musik. 100mal am tag kann man aus dem radio hier aktivisierende musik hören: chöre, die zum kauf von coca cola animieren. man ruft verzweifelt nach l'art pour l'art.“⁷ Niedergeschrieben in Hollywood 1942, charakterisieren die bitter-sarkastischen Worte drastisch eine gesellschaftliche Situation, indem sie die Situation der Kunst charakterisieren. Welche Möglichkeiten bieten sich, wo die Kunst in der nacktesten, schamlosesten Weise kapitalistischen Zwecken dienstbar gemacht wird? – Entweder man reiht sich, wie Brecht es angesichts der Notwendigkeit, in der Filmindustrie sein Brot zu verdienen, unbeschönigt ausdrückt, in die lange Schlange der „Lügenverkäufer“ und „Rauschgifthändler“ ein. Oder man entzieht sich dem Betrieb und schafft Kunst, die kapitalistischen Zwecken, Zwecken überhaupt, nicht dienstbar gemacht werden kann, Kunst, deren Sinn sich im Akt des Hervorbringens erfüllt und erschöpft. (L'art pour l'art erscheint hier in treffender Verkürzung als die „verzweifelte“, spontane, ohne Aussicht auf eine Änderung der Lage gegebene Antwort auf kapitalistische „Verwurstung“ der Kunst.) Oder man tut schließlich, was Brecht in der Hauptsache tat, der in diesen Jahren *Die Gesichte der Simone Machard* und *Schweyk im zweiten Weltkrieg* und den *Kaukasischen Kreidekreis* und einiges mehr schrieb, das weder Rauschgift noch l'art pour l'art, sondern Kunst für die Menschen war.

Zweierlei ist daran in unserem Zusammenhang hervorzuheben. Einmal ist in unserer Literaturdiskussion bei aller Eigenwilligkeit einzelner Haltungen, bei aller Betonung der individuellen Nuance der verzweifelte Schrei nach l'art pour l'art kaum je programmatisch als adäquate Antwort auf den Zustand der Gesellschaft ausgegeben worden. (Um nicht zu vereinfachen, wollen wir präzisieren: Als Reaktion sowohl auf

die Tatsache, daß auch bei uns Kunst noch als Ware existiert, als auch auf wirkliche oder vermeintliche Vereinseitigung der der Kunst zugemessenen Funktion sind Tendenzen, künstlerische Tätigkeit und ihr Produkt den übrigen Tätigkeiten und Bewußtseinsformen isolierend gegenüberzustellen, durchaus aufgetreten. Sie reflektieren gewisse Probleme der gesellschaftlichen Entwicklung, von denen noch zu sprechen ist.) Der Wegfall oder mindestens das Peripherwerden dieser Position ist das allgemeinste, breiteste, elementarste Symptom für das Bewußtsein, als Künstler in einer Gesellschaft zu leben, die der in Brechts Notat angesprochenen ungleich ist. Der damit noch nicht geschlichtete, vielmehr erst beginnende Streit um Sinn, Funktion, Wirkungsmöglichkeit der Kunst findet – ausgesprochen oder unausgesprochen – auf der Grundlage statt, daß weder Rauschgifthandel noch Kunst um der Kunst willen als unserer Gesellschaft angemessene Reaktionen angesehen werden, daß weder die Verkäuflichkeit noch die Unverkäuflichkeit des Hervorgebrachten als bestimmende Kriterien des Sinnes der Kunst gelten.

Aber der breite, allgemeine, elementare Charakter dieser Bestimmung macht auch deren Schwäche aus: Das Unterscheidende ist bloß negativ, ausschließend, noch nicht in seinem eigenen Wesen bestimmt. Brechts Notat, mit seiner künstlerischen Praxis zusammen gesehen, kann hier – zweitens – als methodisches Beispiel weiterhelfen. Es erweist nämlich, wie wichtig und künstlerisch ergiebig es für den Schriftsteller ist, wenn er genau und unverhüllt das Feld historischer Kräfte zu bestimmen vermag, in dem er sich befindet und Kunst zu machen hat. Um die Grenzen zu überschreiten, die ihm seine Lage aufzwang, mußte Brecht sie kennen und benennen; die Möglichkeiten – die allgemeinen und seine besonderen –, unter bestimmten Bedingungen Kunst zu schaffen, konnte er ganz ausschöpfen, indem er die Bedingtheit dieser Möglichkeiten begriff. Die allgemeinen Möglichkeiten des heute in der DDR lebenden Schriftstellers sind andere als die Brechts 1942, doch sind es immer historisch bestimmte. Sie mit vollem Bewußtsein dem Schaffen zugrunde zu legen, wird so die Voraussetzung, unter der sich die individuelle Möglichkeit, das Talent, optimal entfalten kann. (Das hohe Niveau bei der Bestimmung des

historischen Standorts in der Literaturgrammatik und -praxis, das die sozialistische Literaturbewegung und die fortgeschrittensten bürgerlichen Autoren im antifaschistischen Exil erreichten, macht – nicht zuletzt, weil die Autoren veranlaßt waren, die Probleme des eigenen Landes im Licht der internationalen Entwicklung zu sehen – diese Literatur zu einer so wertvollen Quelle der theoretischen und methodologischen Belehrung für uns, auch wo in der Thematik und Schreibweise nicht an eine unmittelbare Anknüpfung zu denken ist.)

3

Auf die Bedeutung der allgemeinen Voraussetzungen literarischen Schaffens, die vom Künstler individuell zu nutzen sind, kam Anna Seghers in ihrer Rede auf dem VII. Schriftstellerkongreß knapp, aber eindringlich zu sprechen. Mit den Worten: „Jetzt befinden wir uns in einer Zeit, in der der Künstler, der vom sozialistischen Standpunkt aus schreibt, Ermutigung und Aufschwung erhält“⁸, bezeichnete sie die Bedingung dafür, daß der Kongreß eine so positive Zwischenbilanz ziehen und sich so konstruktiv den neuen Aufgaben zuwenden konnte. Das Vertrauen in den Kurs, den der VIII. Parteitag eingeschlagen hatte, charakterisierte die Debatten, die Pläne und Vorschläge. Es ist richtig, von einem „günstigen Klima“ für sozialistische Kunst zu sprechen, das der Parteitag geschaffen hat; aber es wäre falsch, darin eine isolierte, zufällige Erscheinung zu sehen, die unabhängig von den gesellschaftlichen Grundvorgängen und ihrer Einschätzung zu verstehen wäre.

Zunächst – vor allem in der Zeit zwischen dem Parteitag und dem VII. Schriftstellerkongreß, zum Teil aber auch noch danach – hatte das günstige Klima unter anderem dazu geführt, daß in einigen Literaturdebatten und neuerscheinenden Werken Probleme zur Sprache gebracht wurden, deren Ursprung in der vorhergegangenen Zeit lag, die in den Köpfen und Schubladen aufgestaut waren und sich nun Luft machten. (Als Beispiele können die von Adolf Endler ausgelöste heftige Polemik in *Sinn und Form* und die Diskussion um Kontinuität und Diskontinuität der Lyrikentwicklung gelten.⁹) Als zeitwei-

lige Erscheinung war dies nicht unnormal. Wie unzulänglich, schief und einseitig die einzelne Äußerung gewesen sein mag: Es zeigte sich, daß Fragen eines neuen Standort- und Funktionsverständnisses der Literatur herangereift waren. Ihre Antwort konnten sie nur im Ergebnis jener Positions- und Kursbestimmungen finden, die der VIII. Parteitag, abgestimmt mit der internationalen Entwicklung des Sozialismus, vornahm. Ökonomen, Historiker und Philosophen haben offenbar daraus gründlichere Schlußfolgerungen gezogen als bisher die Literaturwissenschaftler und -kritiker. Die marxistisch-leninistische Einschätzung der gegenwärtigen Etappe sozialistischer Entwicklung auf dem großen Weg vom Kapitalismus zum Kommunismus ist aber eine Grundfrage für das Verständnis der Gegenwartsprobleme unserer Literatur.

Der Terminus „entwickelte sozialistische Gesellschaft“, entstanden aus der Verallgemeinerung des Entwicklungsstandes mehrerer sozialistischer Länder, basiert auf der von Marx (in der *Kritik des Gothaer Programms*) und Lenin (in *Staat und Revolution* und späteren Äußerungen) formulierten Charakteristik des Kommunismus und seiner verschiedenen Entwicklungsstadien. Sie ermöglicht, einerseits die übergreifenden Gesetzmäßigkeiten der mit der sozialistischen Revolution beginnenden Epoche im ganzen herauszuarbeiten und damit inhaltlich die Kontinuität des Gesamtprozesses zu bestimmen^{10*}, andererseits innerhalb dieses Zusammenhangs die verschiedenen Phasen voneinander abzuheben, eine relative Diskontinuität also der entwickelten sozialistischen Gesellschaft gegenüber der Zeit zu betonen, in der die Grundlagen des Sozialismus geschaffen wurden. Weder gute noch böse Wünsche, sondern die wirklichen geschichtlichen Koordinaten liegen der Standortbestimmung zugrunde. „Marx“, sagt Lenin, „stellt die Frage des Kommunismus so, wie der Naturforscher die Frage der Entwicklung einer neuen, sagen wir, biologischen Abart stellen würde [...] bei Marx findet sich auch nicht die Spur eines Versuchs, Utopien zu konstruieren.“¹¹ In gleichem Sinn sprach Erich Honecker auf dem VIII. Parteitag von der Notwendig-

10* Als Lesehilfe wurden die Ziffern, die auf Sachanmerkungen hinweisen, durch einen Stern gekennzeichnet.

keit „realistischer Einschätzung unserer Kräfte und Möglichkeiten“.12 Und es ist – fern von aller Wortspielerei – durchaus mit Recht danach zu fragen, was dieser „Realismus“ der wissenschaftlichen Selbstverständigung und der politischen Praxis mit dem Realismus in der Literatur zu tun hat.

Im Nachdenken über das, was sich mit dem Begriff der entwickelten sozialistischen Gesellschaft verbindet, offenbart sich in der Tat der allgemeine Inhalt und Hintergrund vieler Literaturdebatten und der sich differenzierenden literarischen Positionen, die sich zum Teil direkt oder indirekt polemisch gegeneinander kehren. Daß die DDR nur als Teil der sozialistischen Staatengemeinschaft und in den revolutionären Weltprozeß einbezogen gesehen werden kann; daß der geschichtliche Verlauf seit der Befreiung einerseits eine Einheit darstellt, andererseits in den sechziger Jahren eine neue Phase begonnen hat; daß die mit der sozialistischen Revolution eingeleitete Entwicklung nach vorn, zum Kommunismus hin offen ist – das dürften dabei die wichtigsten allgemeinen Momente sein. Insbesondere war und ist offensichtlich umstritten, ob sich Themen, Haltungen und Strukturen, die sich in der Literatur herausgebildet hatten, als die Grundlagen des Sozialismus geschaffen wurden, unter Bedingungen fortsetzen lassen, da die neue Gesellschaft schon feste Formen angenommen hat. Ist die Gesellschaft, die sich herausgebildet hat, beschreibbar als Steigerung und Anreicherung dessen, was die frühen Aufbaujahre kennzeichnete? Oder tritt Neues, partiell sogar Gegenläufiges auf und verlangt nach Ausdruck, wenn sich die Gesellschaft bereits auf ihren eigenen Grundlagen eingelebt, feste Institutionen und Mechanismen ausgebildet hat? Entsteht da eine relative Statik, und wie verhält sie sich zur Dynamik des zum Kommunismus führenden Prozesses? – Diese Fragen stehen ja dahinter, wenn von „postrevolutionär“ und „während der Revolution“ gesprochen, wenn die Daseinsberechtigung des Privaten und Intimen in der Poesie proklamiert, über die Darstellbarkeit des heutigen Individuums und der gesellschaftlichen Grundvorgänge nachgedacht, die Entwicklung seit 1945 episch bilanziert, die Funktion der Kunst zum Gegenstand erneuter Reflexion gemacht wird.

Wie die Dialektik von Formiertheit und Dynamik der Gesellschaft, das Verhältnis also zwischen dem einmal Entstan-

denen und nun Fixierten, Eingerichteten, in Institutionen Befestigten und der über diesen Zustand hinausführenden gesellschaftlichen Evolution sich darstellt und literarisch darstellbar wird, scheint uns ein Kardinalproblem zu sein. Hegel sagt von den „Kämpfen“, die das „Romanhafte im modernen Sinne des Wortes“, im Sinne also einer sich verfestigenden bürgerlichen Ordnung, ausmachen: „Diese Kämpfe nun aber sind in der modernen Welt nichts weiteres als die Lehrjahre, die Erziehung des Individuums an der vorhandenen Wirklichkeit, und erhalten dadurch ihren wahren Sinn. Denn das Ende solcher Lehrjahre besteht darin, daß sich das Subjekt die Hörner abläuft, mit seinem Wünschen und Meinen sich in die bestehenden Verhältnisse und die Vernünftigkeit derselben hineinbildet, in die Verkettung der Welt eintritt und in ihr sich einen angemessenen Standpunkt erwirbt [...] Zuletzt bekommt er meistens doch sein Mädchen und irgendeine Stellung, heiratet und wird ein Philister so gut wie die anderen auch [...]“¹³ Trotz des Sarkasmus in der Zeichnung der bürgerlichen Prosa sieht Hegel diesen Gang der Dinge als historisch notwendig an. Da der moderne Staat (die – möglichst etwas reformierte – preußische Monarchie) ihm als Gipfel historischer Entwicklung gilt, ist die Anerkennung der Verhältnisse als vernünftig, das „Hineinbilden“ und Zur-Ruhe-Kommen in ihnen das einzig geschichtsgemäße Verhalten des Individuums. Der Roman, der dies beschreibt, verfährt also den Verhältnissen entsprechend. Freilich bleibt ein unaufgelöster Rest, der sich als Unruhe des inneren Gemüts geltend macht.¹⁴

Es lohnt sich durchaus zu fragen, inwieweit dieses Modell, das Hegel aus dem Roman des bürgerlichen Zeitalters abstrahiert, auf die Darstellung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft im Sozialismus anwendbar ist beziehungsweise was bei dem Versuch, es anzuwenden, herauskommt. Entsteht daraus nicht die Vorstellung, als gebe es Bewegung und Entwicklung nur noch auf der Seite der einzelnen Individuen, die sich auf die Höhe des gesellschaftlichen Status quo zu erheben haben und, ist dies erreicht, in ihm zur Ruhe kommen? In der Tat spielten solche Auffassungen sowohl in der Theorie als in literarischen Werken zuzeiten eine gewisse Rolle. Was jedoch im geschichtlichen Übergang einmal not-

wendige Forderung nach neuer Einstellung auf gesellschaftliche Erfordernisse war, kann unter veränderten Bedingungen den Geruch philiströser Anpassung annehmen: Der Mensch, der sich in die Verhältnisse eingepaßt hat, begreift sie als „vernünftig“ und als „schön“, und die – im wesentlichen nur subjektive – Entwicklung ist am harmonischen Ende angelangt. Und wo man solche theoretischen Angebote und literarischen Modelle spontan zurückwies, entstanden Tendenzen zu Ausgliederung, Rückzug, Verinnerlichung und vager, nur ins Subjektive verlegter Zukunftshoffnung. Beides, die Reduktion der Bewegung auf Anpassung wie die Ausgliederung, wurde befestigt durch die zeitweilig gebrauchte Charakterisierung des Sozialismus als einer „relativ selbständigen Gesellschaftsformation“, und beide Erscheinungen können nun im Licht der Theorie von der entwickelten sozialistischen Gesellschaft historisch besser eingeschätzt werden.

Gerade weil der im Hegel-Zitat angebotene Vergleich ernst zu nehmen ist, müssen jedoch auch seine Grenzen gesehen werden. So dogmatisch wie Hegel sah gewiß in keiner Phase ein sozialistischer Schriftsteller die Gegenwart als Ende der Geschichte, und gewöhnlich wird durch die Beobachtung realer Lebensvorgänge doch wenigstens etwas von der Dynamik gesellschaftlicher Entwicklung sichtbar, wenn geschildert wird, wie sich etwa Romanfiguren allmählich auf sozialistische Positionen zuentwickeln. Ferner: Sind der Sozialismus, die Gesellschaft ohne Kapitalisten und ihre Organisationsform, der Staat, als höhere Stufe sozialer Entwicklung und als Errungenschaft der Werktätigen nicht wirklich zu bejahen und zu verteidigen? – Zweifellos. Das heißt aber, daß die historische Berechtigung einer solchen Sehweise und eines solchen Gestaltungstyps dort liegt, wo die Alternative zum Kapitalismus den Gegenstand bildet und die neue Gesellschaft bei ihrem eigenen Inhalt erst anzukommen beginnt, so daß sie noch nicht mit ihrem eigenen, sondern mit einem außer ihr liegenden Maß gemessen wird. Groß können literarische Aussagen dieser Art sein, wo die Last der zu bewältigenden Vergangenheit groß und selbst der bescheidenste Ausgangspunkt subjektiver und objektiver Lebenserneuerung schwer errungen war. Soweit

Auseinandersetzung mit dem Imperialismus zur Debatte steht, bleibt diese Fragestellung aktuell.

Ist jedoch unsere Gesellschaft einmal bei sich selbst angelangt, zum Alltag geworden, so ändert sich die Voraussetzung. Jetzt würde der Wunsch, das in der Gesellschaft zur Ruhe kommende Individuum vorzuführen, als Ziel setzen, was allenfalls noch Ausgangspunkt sein kann, und die Erfüllung dieses Wunsches ginge an dem vorbei, was die Menschen beschäftigt. Es ist Alltagserfahrung, daß „man“ an den Sozialismus andere Ansprüche stellt als an den Kapitalismus. „Man“ neigt dazu, für jeden kleinen Mißstand (von größeren zu schweigen) die Gesellschaft, den Staat, die Partei, die Führung usw. verantwortlich zu machen –, was man beim Kapitalismus nicht ohne weiteres tut. Niemand erwartet ernstlich, daß der Kapitalismus „vernünftig“ sei, daß er mit den Interessen aller übereinstimme. (Selbst seine emsigsten Verteidiger wagen das kaum noch zu behaupten.) Vom Sozialismus erwartet man das („Er ist vernünftig“⁴⁵, wird in Brechts *Mutter* zum Lob des Kommunismus gesagt). Er wird mit einem anderen Maß gemessen, an dem Anspruch nämlich (im großen und ganzen), mit dem er historisch berechtigt antritt und antreten muß und den er auf jeder Stufe seiner Entwicklung mehr, aber immer nur partiell erfüllen kann. Diese Wertung im Alltag ist unkritisches Bewußtsein eines wirklichen Seins, unreflektierte Wahrnehmung der tatsächlichen historischen Stellung des Sozialismus, Ausdruck eines Widerspruchs, der sich vorläufig immer wieder neu herstellt und nicht mit einmaligen Akten aus der Welt zu schaffen ist – am wenigsten mit der Forderung, das Bewußtsein ein für allemal mit dem gegebenen Niveau der Verhältnisse in Übereinstimmung zu bringen. Gegen Genossen gewandt, die wegen unvermeidlicher „Mißverhältnisse“ zwischen ökonomischen und politischen Kräften in Kleinmut verfielen, erklärte Lenin: „So denken ‚Menschen im Futteral‘, die vergessen, daß es niemals eine ‚Übereinstimmung‘ geben wird, daß es sie in der Entwicklung der Natur ebensowenig geben kann wie in der Entwicklung der Gesellschaft [. . .]“⁴⁶

Es liegt in der Natur jener tendenziell in Teilen unserer Literatur wirksamen Konzeption, daß sie nur für den Konflikt des Individuums mit der Gesellschaft Platz hat, nicht aber

für die in kollidierenden menschlichen Handlungen und Schicksalen sich äußernden Widersprüche in der Gesellschaft. Konflikte haben, so gesehen, ihre Grundlage nur im Individuum, das das bereits vorhandene Richtige und Vernünftige und von anderen Gewußte noch nicht begreift. Es ist der Irrtum, im wesentlichen der persönliche, vermeidbare und zu überwindende Irrtum, der die Substanz der Konflikte liefert. Großangelegte Sujets büßten dieser Ansicht zuliebe an Dimension ein. So deutete etwa die Handlung von Benito Wogatzkis seinerzeit viel diskutiertem Fernsehspiel *Die Zeichen der Ersten*, dem das Studium wichtiger Vorgänge in der Produktion zugrunde lag, darauf hin, daß auch die Unterschiedlichkeit der Interessen von Mitgliedern unserer Gesellschaft Konflikte und Hemmungen hervorrufen kann. Die zwischen dem Werkleiter und seinem Stellvertreter ausgefochtene Streitfrage: Durchführung eines kostspieligen, in seinem Ergebnis ungewissen Versuchs unter allen Umständen („Alles oder nichts“) – oder Sicherung kontinuierlicher Produktion („mittlere Variante“) besitzt gewichtige objektive Substanz; sie ist nur im Rahmen bestimmter Gegebenheiten, vielleicht nicht einmal da ein für allemal eindeutig zu entscheiden und hätte dem Betrachter zum Nachdenken überliefert werden können. Indem Wogatzki daraus eine im literarischen Werk sofort und nur in einem Sinne richtig entscheidbare, eine moralische Frage machte und der anderen Seite jede Berechtigung absprach – wer gegen die „Alles-oder-nichts“-Variante ist, verdient nicht, das Mitgliedsbuch der Partei zu tragen, ist ein Spießier mit Villa usw. –,¹⁷ verkleinerte er ungewollt das Ausmaß und die allgemeine Seite der Kollision. Was angelegt war als kompliziertes Geflecht innerer und äußerer Probleme unserer Gesellschaft, nichtantagonistischer Widersprüche mit antagonistischen, löst sich auf in Irrtum und Besserung.

Theoretisch entspricht dem Unwillen, eine über den erreichten Zustand hinausgehende geschichtliche Bewegung in Betracht zu ziehen, die These, die Kunst habe es im Sozialismus ausschließlich mit „lösbbaren“ Konflikten zu tun, mit Mißständen also offenbar, die auf dem gegebenen Niveau der Verhältnisse abgestellt, mit Irrtümern und falschen Bestrebungen, die abgelegt werden können. Die Fähigkeit zu praktisch unbegrenzter

Weiterentwicklung des Sozialismus, die als sein wirklicher qualitativer Vorzug gegenüber dem Kapitalismus herausgearbeitet zu werden verdient, kommt dabei nicht zur Geltung. Im Rahmen der Vorstellung vom Sozialismus als einer „relativ selbständigen Gesellschaftsformation“ wird der Widerspruch in der Gesellschaft, der, literarisch wiedergespiegelt, darauf hindeutet, daß seine Lösung höhere Formen des Zusammenlebens verlangt, zu etwas mehr oder minder Illegitimem. Steine des Anstoßes, die nicht sofort aus dem Wege zu räumen sind, haben dann als zufällig, untypisch, abnorm, als für die Kunst möglichst nicht vorhanden zu gelten. Die Gesellschaft ist eingerichtet, nun möge sich der Mensch in ihr einrichten.

Folgt man diesem Konzept, so erscheint – um an das Hegelzitat zu erinnern – die „Prosa“ einer einmal entstandenen gesellschaftlichen Ordnung als das Gegebene, Bleibende, demgegenüber die „Poesie“ eine davon losgetrennte subjektive Setzung ist. Die Antithetik setzt sich, wie gesagt, sowohl in der sympathischen als in der antipathischen Beziehung zur „Prosa“ durch. Das subjektiv Poetische kann im Sinne einer Übereinstimmung das Prosaische anstrahlen und so „poetisieren“, oder es läßt den Schatten seiner Indignation darauf fallen. So oder so entstehen dualistische Konzeptionen.

In eigenartiger Weise hat sich Peter Hacks seit der Mitte der sechziger Jahre als Stückeschreiber und Theoretiker auf eine solche Position gestellt. Sein erklärtes Einverständnis mit dem realen Sozialismus dient ihm als Ausgangspunkt, um seine Themen jenseits wirklicher Zustände anzusiedeln. Dem Verhältnis der „besten aller möglichen“ zur „besten aller wirklichen Welten“, sagt er, eine Aufklärungsphrase paraphrasierend, entspreche als Gegenstand der jüngsten Kunst „das Verhältnis der Utopie zur Realität“¹⁸ – wobei diese sich auf jene zubewege. In dieser Konstruktion tritt an die Stelle der wirklichen Bewegung als Gegenstand die bloße aufklärerisch-idealistische Hoffnung auf Bewegung, ausgelöst von der Anziehungskraft der – freilich als nie erreichbar gesehenen, aber doch als Ziel gesetzten – Utopie. Voraussetzung dieses Programms ist die Annahme einer „postrevolutionären“ Gesellschaft, die die Dynamik der Umgestaltung hinter sich hat und dem Autor gerade deshalb gut erscheint, um in ihr Kunst zu

machen, die sich damit beschäftigt, gleichsam die menschliche Innenausstattung des Gebäudes wohnlicher und kultivierter zu gestalten: „Wenn Balzac aus seiner Zeit die Folgen zog und die Prosa unbeschränkt inthronisierte, sind wir entschlossen, die Poesie als Gegenprätendenten aufzustellen. Wir leben nicht in einer poetischen Welt, aber wir empfinden die Welt als poetisierbar.“¹⁹ Mit wünschenswerter Deutlichkeit faßt der Autor hier „das Poetische“ als subjektive Setzung und als entschlossenes Absehen von der „Prosa“. Damit schafft er sich allerdings freie Räume, die ihm gestatten, in seinen Stücken ungetrübt den möglichen Reichtum der Persönlichkeit, die Dialektik ihrer Gefühle usw. zur Anschauung zu bringen. Daß die vergnügliche Vorstellung von Gestalten ohne Erdschwere, aber mit irdischen Eigenschaften, auch an der Konstituierung realer Persönlichkeiten mitzuwirken vermag, daß auf diese besondere Weise wirkliche Probleme geistig-moralischer Art zur Sprache kommen, ästhetische Bedürfnisse geweckt und befriedigt werden können, ist unbezweifelbar. Die künstlerische Arbeit mit dem (stofflich gesehen) Irrealen, die dadurch bewirkte Ausbildung der Phantasie soll sein und sich mehren; wie könnte Kunst den Sinn für das Reale besser stärken als durch Anregung der Phantasie? – Doch muß, soweit es Hacks betrifft, die Rückfrage erlaubt sein, ob solcher Gewinn notwendig mit dem Verlust an geschichtlicher Dialektik zu erkaufen ist, den die Einschätzung unserer Gesellschaft als „post-revolutionär“ nun einmal nach sich zieht.

Wenn Hacks der Antithese einer relativ statischen Gesellschaft und einer beweglichen Subjektivität aus dem Wege geht, indem er „die beste aller wirklichen Welten“ akzeptiert, um sie dann in ihrer prosaischen Gestalt auf sich beruhen zu lassen, so legen andere Schriftsteller eben diese Antithetik ihrem Schaffen zugrunde. Poesie im denkenden, fühlenden, wollenen Subjekt und Prosa der sozialen Welt treten einander sichtbar gegenüber. Unübersehbare Widersprüche zwischen Ideal und Wirklichkeit erscheinen dann als unüberbrückbare Gegensätze. Jeder Stein des Anstoßes scheint ein Gegenbeweis zu dem zu sein, was die Gesellschaft ihrer Definition und ihrem Anspruch nach ist. In den Vordergrund drängt sich, was das Leben den Menschen schuldig bleibt. Zu dessen Anwalt

und Sprecher macht sich der Schriftsteller, das Schreiben selbst wird zur Manifestation sonst versagter menschlicher Erfüllung.

Als Gegenwirkungen auf beschönigende Wirklichkeitsinterpretationen, deren Widerspruch zur Realität nicht verborgen bleiben kann, sind derartige Sehweisen und Haltungen und auch die Einseitigkeiten und Übertreibungen, die sich bisweilen damit verbinden, leicht begreiflich. Doch wird nicht nur auf Ideologieangebote, sondern – und das ist am Ende entscheidend, wie sehr auch interne Polemik mitspielen mag – auf die Wirklichkeit selbst reagiert. Die Frage ist gerade hier zu stellen, auf welche Weise im Wirklichkeitsverhältnis der Literatur wirkliche Verhältnisse zur Sprache kommen. In reiner Abstraktion erscheint bei einer polaren Gegenüberstellung von Ideal und Wirklichkeit die vorgefundene soziale Welt als Mangel – so in Schillers Definition „sentimentalischer Dichtung“.^{20*} Aber unter den Bedingungen einer vom Kapitalismus befreiten Gesellschaft und in der Sicht von Schriftstellern, die sich zum Sozialismus bekennen, entsteht eine neue Chance dadurch, daß das „Ideal“ selbst Produkt der Jahrzehnte sozialistischer Entwicklung, daß es in ganz anderem Grade geschichtshaltig ist oder doch sein kann als etwa bei Schiller. Der Schriftsteller kann Mißverhältnisse bemerken und bemerkbar machen nicht nur im Lichte dessen, was von einem ersehnten Ideal her schön wäre, sondern auch dessen, was real not tut. Der Gesichtspunkt, unter dem das Bestehende gesehen wird, ist das gesellschaftliche Bedürfnis. Dies aber (es ist selbstverständlich nicht gleichzusetzen mit jedem extravaganten Privatwunsch) ist eine Grundform, in der der erreichte Entwicklungsstand der Gesellschaft subjektiv erscheint. Während in den nachrevolutionären Stadien der bürgerlichen Gesellschaft das der Wirklichkeit entgegengehaltene Ideal einen immer ohnmächtigeren Charakter annimmt, immer mehr zur bloßen Innerlichkeit wird, ist Literatur unter unseren Bedingungen auch durch die Wahrnehmung und das Erwecken heranreifender gesellschaftlicher Bedürfnisse – sie werden zur subjektiven Triebkraft praktischer Veränderung – einbezogen in die spezifische Dynamik sozialistischer Entwicklung. Wenn – z. B. – Christa Wolf in ihrer Erzählung *Selbstversuch* und in kommentierenden Bemerk-